

„Nebich!“

Charakterbild aus dem jüdischen Volksleben der Gegenwart.

Von Rabbiner Ehrenthel in Solih.

III.

Milde, kühle Abendluft wehte und säufelte in den Zweigen der Bäume im einfachen Hausgarten der Rabbinerwohnung in S. . . . es war nicht viel von Blumenzier in dem schlichten, mehr zum Gemütsbau verwendeter Garten zu sehen; dafür gabs aber daselbst ein Paar uralte prächtige Bäume, die wohlthuenden Schatten spendeten und auch genügende Obstvorräthe in die Vorrathskammer des Hauses lieferten; unter einem dieser Bäume war eine schlichte Bank zum Ausruhen in schattiger Abendühle angebracht; hier pflegte der selten ins Freie gehende alte Rabbi sein Lieblingspfeifen zu rauchen, und hier wars auch, wo dessen Tochter (welcher Rabbiner hat nicht von der Sorte?), die liebliche seelengute Hulda, in Mußestunden ihren Mädchengedanken Audienz zu geben pflegte oder dieselben in die engen Maschen eines Strickstrumpfes verstrickte, und dann und wann auch eine Freundin aus der Kille auf ein Plauderstündchen zu sich lud.

Heute wars die Gastwirthstochter Fräulein Martha Gottlieb, allgemein aber nach der in alten Gemeinden üblichen Unsitte des Spitznamengebens „Fräulein Nebich“ genannt, weil ihr Vater, der uns bereits bekannte kochere Speisewirth Rebb Dovid Gottlieb das Wörtchen „nebach“ Jahraus Jahrein im Munde führte, die auf der einfachen Gartenbank an der Seite der Rabbinerstochter Hulda saß.

Martha war zwar ein wenig hochfahrend in ihrem Wesen Fremden gegenüber und konnte es in ihrem Vater, der sie liebevoll mit allem Comfort in ihrer Häuslichkeit umgab, doch nimmermehr verzeihen, daß er Speisewirth blieb und sein erspartes Geld nicht lieber nach dem Rathe ihres Bruders Fritz, der sein mütterliches Erbe in Wucherergeschäften unter dem stolzen Namen „Bank- und Wechselgeschäft“ ebenfalls als sogenannter Geldgeber verwendete.

„Sieh nur, liebe Hulda! ist nicht ein unverantwortlicher Eigensinn von meinem Vater,“ sagte sie jetzt zu ihrer Freundin Hulda, „daß er nicht, seine jetzt einzige Tochter, obwohl ichs gottlob nicht nöthig hatte, zur Gouvernante für eine dienende Lebensstellung heranzubilden ließ, und jetzt nach dem Tode meiner guten Mutter und ältesten Schwester mich dazu anhält, mich den Launen verdrießlicher Gäste — denn jeder Hungerige ist mehr oder weniger verdrießlich — auszufügen? Wie doch Bertha Vogelgang, Alma Frühwald und Zetti Rothfeld so schön modern gekleidet und stolz um sich blickend einhergehen, weil ihre Väter im Gegensatz zu dem meinigen es verstehen, mit ihrem kleinen Capitale durch Vermittelung des Dr. Presser große Wucherergeschäfte zu machen, während ich Nermste es hinnehmen muß, daß dem einen Gaste der Braten zu wenig würde, dem Anderen die Sauce zu wenig gepfeffert ist; und doch könnten ja auch wir es so bequem haben als viele Andere, denn bei dem Geldgeber von heute weiß der Schuldner im Vorhinein, daß die Zinsberechnung „gut gepfeffert“ und wird der Geldnehmer, wenn er in Noth ist, von selbst in Übere. Aber was gabs denn Samstag, liebe Hulda! im Vortrage, den Dein ehrwürdiger Papa gehalten, daß mein Vater ganz entzückt ein über das andere Mal sein „nebach, nebach!“ ausrief, und mein Bruder Fritz, der Bankier dagegen, der doch den Inhalt des Vortrages nur vom Hörensagen kannte, kurzweg behauptete, Dein Papa habe veraltete, unzeitgemäße Ansichten, und verstehe Alles, nur seine Zeit nicht?

„O! mein guter weiser Vater,“ sagte Hulda hoch erglüht vor Eifer, „er versteht sie wohl, unsere Zeit und ihre Gebrechen, er hat unserer jüdischen Gesellschaft zunächst den Puls gefühlt, er hat ihren Herzschlag belauscht und weiß, was ihr fehlt; gegen den in neuester Zeit sich leider in jüdischen Kreisen eben so wie in nicht jüdischen fürchterlich um sich greifenden Wucherkrebschaden hat mein Vater gesprochen, und dein braver, rechtlich denkender Vater hat wahrlich gar nicht Unrecht, wenn er in Gedanken, anknüpfend an die Worte seines Rabbiners, sein „nebach, nebach!“ ausrief, denn glaube mir, Martha! ebenso bedauerenswerth wie „nebach“ Derjenige ist, der den Vampyren „Wucherern“ in die vom blutigen Schweiß ihrer Nebenmenschen triefenden Hände fällt, eben so bemitleidenswerth sind die „nebach“ vom Goldglanze geblendeten, von schurkischen Rechtsverdrehern irre geleiteten armen Kapitalisten bei ihrem leichten, reichlichen Zinsen bringenden Gewerbe, denn sie verstricken sich mit der Zeit in ein Netz von gesetzwidrigen, hart an die Eingangspforte des Kriminalgebäudes streifenden Manipulationen, die die Ruhe aus ihrem Gewissen und den nächtlichen Schlummer von ihren brennenden Augen bannen, und ich meine, solche Leute müssen es doch zu jeder Zeit instinctiv ahnen, daß sie früher oder später von ihrer abschüssigen Lebensbahn mit ihren Opfern in den unvermeidlichen Abgrund rollen.“

„Aber Hulda!“ sagte jetzt lächelnd die von dieser Sprache etwas piquirte Martha, „Du sprichst ja, als wolltest Du Deinem Papa ins Handwerk pfeuschen; wer hätte Dich nichternes, kühl besonnenes Mädchen mit den ernst blickenden, eisige Kälte ausströmenden grauen Augensternen für eine Schwärmerin halten sollen? Und doch scheinst Du ganz das Zeug dazu zu haben, in schwärmerische, weltverbessernde Humanitäts-Duselei, wie Dr. Presser, unser Rechtsanwalt jagt, zu verfallen; woher hast Du diese humanistischen Anwandlungen? Sollten dies Symptome von Nervenschwäche sein? Du kannst wahrscheinlich kein Blut sehen, und da Dir ein Paar blanke Zinsgulden durchaus als mit blutigem Schweisse bedeckt erscheinen, entsezt Du Dich vor diesem Bilde, das Deine erregte Mädchenphantasie Dir vor die Sinne zaubert. Aber mein sonst so kluges Hündchen! lasse Dich nicht irre führen von der religiösen Schwärmerie Deines mit Verlaub sehr unpraktischen Herrn Papa! — Sieh doch nur, Du holde Schwärmerin, „nebach“ (würde mein Vater sagen) — denn Du bist wahrlich mit Deinen alten hausbackenen Ansichten zu bebauern; — Alles auf der Welt treibt Wucher — die so edlen moralischen, Felsbau treibenden, sogenannten Dekonomen, was treiben sie sonst als Wucher mit der Mutter Erde, die ihnen die paar Händevoll Getreidekörner, die sie ihr anvertrauen, mit großem Wucherzinsen zurück geben muß? — Das Bischen Liebe und Sorgfalt, das manche am alten Systeme fest haltenden Eltern doch nur bis zum ersten Flüggewerden ihrer Kinder auf dieselben verwenden, müssen die Kinder es laut göttlichem und menschlichem Gebote nicht den Eltern für's ganze Leben dann mit unendlichen, unberechenbaren Wucherzinsen lohnen? — Und alle die alten und neueren, moraldurchtränkten, human angehauchten Schriften predigen sie nicht Alle: „Wohlthun trägt Zinsen!“ — Und doch wird es Niemand einfallen, diejenigen, die viele Wohlthaten ausüben, um auch recht viele Zinsen einst einzuheimsen, darob öffentlich zu verdammern, oder gar mit verbrecherischen Gebahren in Verbindung bringen zu wollen. — Märchen! überspanntes, exaltirtes Mädchen! ich begreife Dich heute gar nicht; Du scheinst mir mit Deiner Humanitätsschwärmerie wirklich ein „Nebich“ geworden zu sein; denn wer seine Zeit und ihre Ansprüche an uns nicht zu begreifen und seinen materiellen Vortheil nicht auf's Beste zu fördern versteht, der ist, wie

wir Juden sagen, heutzutage ein „Machmonus“, und das Schicksal ruft ihm nichts als ein lautes „nebach! nebach!“ entgegen. Doch halt! da fällt mir etwas ein; Dir hat es vielleicht der junge, „sonderbare Schwärmer“ Wanfried, unser gewesener Gast, aus dem ich nicht recht klug wurde, und jetzt, wie ich höre, unter der Regide Deines Vaters hier hebräischen und Talmudstudien obliegt, ein wenig angethan, hat Dich wohl angesteckt mit seiner Schwärmerie für Menschenwohl und Hochherzigkeit. Der junge Mann scheint aus gutem Hause zu sein, wenigstens schien seine Cassa, so viel ich zu sehen Gelegenheit hatte, wohlgepöckelt, aber hüte Dich Hulda! dem allerdings hübschen Manne zu tief in die seetiefen, dunkeln Augen zu schauen; nur keinen Schwärmer! solche Menschen bieten durchaus keine Garantie für die Zukunft.“

„Aber — was fäselst Du! Martha?“ unterbrach sie Hulda erröthend; „der junge Wanfried ist allerdings reicher Eltern Kind, wie mein Papa sagt, und hat sich in der kurzen Zeit seines Hierseins und seines geistigen Verkehrs mit meinem lieben Papa seine und meine Achtung erworben: aber wenn auch unsere Lebensanschauung mit der seinigen übereinstimmt, hat er doch keinerlei Einfluß auf meine Gesinnung geübt, und zu einer Liebelei, wie Du meinst, hat weder er in seiner Biederkeit, noch ich in meiner Gesinnung bisher Anlaß gegeben, und werden es wohl auch in der Zukunft nicht. Nun sollst aber auch Du, Martha! mir Rede stehen, was ist's mit dem Wittwer Rothfeld, dem Gröfius unserer Gemeinde, den Du, wie man sagt, heirathen sollst? Könntest Du Dich entschließen, seiner, mit Dir fast in gleichem Alter stehenden Tochter eine zweite Mutter zu werden? Hast Du wirklich Resignation genug, das Odium einer Stiefmutter auf Dich zu nehmen?“

„So weit ist's ja noch gar nicht,“ rief Martha, „Herr Rothfeld, der mit meinem Bruder Fritz, dem Bankier, dann und wann ein Geldgeschäft macht, hat bei ihm angefragt, ob er bei meinem Vater um meine Hand anhalten dürfe; nun hat freilich der so reiche Rothfeld das Recht um ein anständiges Mädchen zu freien, und können es die Paar tausend Gulden, die mir mein Vater allerdings als Mitgift zu geben bereit ist, wahrlich nicht sein, nach deren Besitz Herr Rothfeld strebt, indem er um mich freiet. Aber eben so sehr bin jedoch auch ich berechtigt, mit der anständigen Mitgift, die mir zukommen soll, auch auf einen jungen ledigen Mann Anspruch zu machen. Rothfeld jedoch muß sich, wie tausend junge Leute, nicht erst eine Existenz gründen, er ist bereits ein reicher Mann. — Daß ich die Stiefmutter seiner erwachsenen Tochter werden soll, was verplägt es? Dem Vorurtheile der Welt gegen eine Stiefmutter stelle ich einfach meinen unerschütterlichen Gleichmuth entgegen; ich will, wenn es wirklich sein sollte, meine Stiefmutter redlich mitgenießen lassen, was der Reichtum Rothfelds mir an Lebensgenüssen gewähren würde, sie soll es nicht fühlen, daß sie „nebach“ ein Stiefkind der zweiten Frau ihres Vaters wäre, wenn wir nur allezeit reich bleiben und keine Stiefkinder des launenhaften Glückes werden. Also bis jetzt, Hulda! stehe noch mit mir und Rothfeld eben so weit als mit Dir und Wanfried. Aber ehe ich nun von Dir gehe, möchte ich Dir, mein Püppchen, doch noch etwas ins Ohr, oder, da wir allein sind, nur recht leise sagen: Bruder Fritz, der Bankier, ist Dir sehr, sehr gut; Hulda, Fritz macht glänzende Geldgeschäfte — er kann Dir,

„Halt ein, Martha! kein Wort weiter! Fritz ist, wenn Du ihn auch Bankier nennest, ein vom Dr. Presser dem Wucherergeschäfte zugeführter Geldgeber — Nie! nie! — Bei unserer Freundschaft, Martha! beschwöre ich

Dich, laß kein Wort in dieser Angelegenheit mehr zwischen uns laut werden.“ „Also nein! Du bist und bleibst ein unverbesserliches Märchen,“ sagte lachend die muntere Martha, „für heute überlasse ich Dich Deinen schwärmerischen Muren, Du armes, weltverbesserndes Wesen „nebach!“ Gott schütze Dich! Gute Nacht! — Mögen die Menschen Dir die volle heiße, unbegrenzte Liebe, die Du ihnen entgegenbringst, trotz Deiner Abneigung gegen jedes Wucherergeschäft mit reichen Wucherzinsen entgegenbringen. — Adieu!“

(Fortsetzung folgt.)

Nichts dazu und Nichts davon

oder:

Die drei Grundpfeiler der Religion.

Gast-Vortrag gehalten von Dr. S. Kohler, am 29ten Juni 1878, vor der Tempel Emanuel-Gemeinde in New York.

Einen Ruf vernehme ich aus diesem majestätischen Gotteshause, aus der ehrenvollen Einladung, die mir geworden, vor dieser Gemeinde zu reden, wie aus den Tiefen meines bewegten Herzens: Imanu El! — Mit uns ist Gott! Gott! ist der Gedanke, der uns alle befeelt. O, daß auch Gott mit mir sei, daß ich, wo so Viele mir lauschen, dem was in Allen lebt, den rechten Segensausdruck verleihe! Amen.

Wie der Engel vor den Mauern Jericho's dem Josua, naht heute der Zeitgeist jedem Führer Israel's mit gezücktem Schwert in der Hand und drängt ihm die Frage auf: הלא אנחנו עמך — Gehörst du uns an oder unseren Gegnern? Er muß Stellung nehmen zu den großen Fragen der Zeit und zeigen, was der fastige Kern und was nur dürre Schale des Glaubens, was der ewige Stamm und was die wechselnde Blüthe und Blätterfülle des Lebensbaumes sei, an dessen Früchten die Menschheit sich laben und unter dessen Schatten sie Ruhe und Obdach suchen kann.

Wohlan! Lasset mich meine Betrachtung an zwei Bibelworte knüpfen, die sich wie Frage und Antwort zu einander verhalten: Das eine, aus Deuter. 4, 2, lautet: „Ihr sollt nichts hinzufügen zu dem Worte, das ich euch befehle, noch etwas davon hinwegnehmen.“ Das andere, aus Jesaj. 51, 16, lautet: „Ich habe meine Worte in deinen Mund gelegt und mit dem Schatten meiner Hand dich geborgen, um die Himmel zu pflanzen, die Erde zu gründen und zu Zion zu sprechen: Mein Volk bist du!“

Raffen wir den ersteren Bibelvers in seiner oberflächlichen Bedeutung, wie ihn das orthodoxe Gesetzesjudentum wirklich Jahrhunderte lang verstanden wissen wollte, so steht er in vollem Widerspruch mit allen unseren Anschauungen und Bestrebungen. Hut nichts hinzu zu dem, nichts davon von dem, was Gott im Gesetzesbuche und im Herkommen einmal niedergelegt hat! Heißt das nicht, daß die Lehre Gottes unverkürzt und unverändert unter allen Verhältnissen der Zeiten und der Menschen dieselbe bleiben müßte? Ist damit nicht jedem Fortschritt ein Damm gesetzt, nicht jedem Versuch der Neugestaltung und Verjüngung der Religion ein Halt geboten? In Sans Souci, dem Lustschloß Friedrich's des Großen, zeigt man noch heute das Zimmer mit der ganzen Einrichtung, wie sie zur Zeit des großen Königs bestand, den Lehnstuhl, auf dem er zu ruhen pflegte, den Stock und den Hut, den er trug, die Schmucksachen, die er darin aufgestellt hatte, Alles in unveränderter Lage, als ob der Vängstverbliebene noch darin weilte. Aber das Leben ist aus dem Zimmer gewichen; der Zahn der Zeit hat genagt an allen festgebannten Erinnerungen ehemals-